

# Neue Bücher

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **18 (1917)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



AUS DER BRANDUNG. Zeitgedichte eines Schweizers. Von Robert Faesi. (Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig 1917 Fr. 1.40). Mit Umschlagszeichnung von Otto Baumberger.

So oft ich in dieser Zeit den neuen Gedichtband eines Schweizers zur Hand nehme, fällt mich die Frage an: Enthält dieser Band eine Widerlegung Gottfried Kellers und im guten oder bösen Sinn? — denn dass mit dem Weltkrieg die nationale Note als Lied in unserer Dichtung aufklang, würde er selbst nicht mehr bestreiten heute. Von dem vorliegenden Band Robert Faesis behaupte ich ruhig: ein schöner Teil davon konnte nur in der Schweiz und von einem Schweizer geschrieben werden, und doch ist der Band mehr als national!

Was dem Schweizer Soldaten bitter-süß in der Kehle steckt, hat schon poetischen Ausdruck gefunden, den man weder von der Vergangenheit borgen, noch aus dem Auslande beziehen konnte. Robert Faesi tritt nicht in die Reihen jener stillen Sänger, aber auch nicht zu den lauten Rufern von Kampf und Schlacht. Er streift sogar das Wehrkleid am liebsten ab, besteigt allgemein menschliche Höhen unserer Friedensinsel und sieht hinaus in die blutige Brandung, um gelegentlich dem Schicksal selbst fragende Gesten zuzuwenden. Sein letztes Wort ist nicht Ludwig Rubiners dionysische Verkündigung, es ist das nüchterne Fragezeichen des Alemannen: Warum? Er ist der Denker unter den jungen Zeitdichtern der Schweiz und Promethide.

Ist es ein Fehler, wenn einem hohe Vorbilder zu Sinn kommen? Nein, denn auch er sucht nicht als der Letzte die Stirne des Herrn dieser Weltschmiede zu enträtseln und tut es darum auch nicht als der Erste. Die Höhe seiner

Gedanken adelt ihren Flug, auch wo sie sich antithetisch einander gegenüberreihen oder einen leicht literarischen Ton anschlagen. Das große Friedenserlebnis unseres Landes inmitten blutstöhnender Völker, ein persönliches idyllisches Glück im Angesicht darben-der und kämpfender Menschenbrüder gibt dem philosophischen Pathos, wie es die deutsche Literatur seit Albrecht von Haller und Goethes Sturm-oesie besitzt, die neue, originelle Formel und eine frische, lebendige Farbe. Wo die Sprache allein die Funktion des Atems und die Aufgabe der Verjüngung übernimmt, zahlt sie nicht nur mit Schönheit und Wohlklang, sondern sie schafft da auch die echt poetische Personifikation: — Die Ahnung des Gewissens schaut Faesi zu einem königlichen Reiter. Die Folter des fremden Krieges huscht als graue Fledermaus in sein Herz. Aus dem Mund des Mörsers hört er Satans Gelächter. Das Geheimnis des Schicksals verdichtet er zu dem großen Schweiger Gott, dem ein glücklicher Wurf der Frage Warum? „das siebenmal mit Erz verschaltete heilige Gefäß des Rätselhortes“ aus der Rechten schlagen möge, „so dass sein feuerflüssiger Kern in Nächten / schwarz wie der Tod taghell die Riesenzüge / der Offenbarungsschrift am Himmel malte —“

Das durchgehend Eigenartige, das Spezifische dieser Verse ist die wonnige Schönheit, der berückende Wohlklang und der — gern daktylisch — beschwingte Rhythmus ihrer Sprache. Solcher soniger Eigenschaften sind wir unter Schweizern wenig gewohnt, tragen doch unsere bedeutendsten Versdichtungen, die *Alpen* und der *Olympische Frühling* das am wenigsten musikalische Kleid! Solche Eigenschaften entfalten sich natürlich nur bei stark idealisierender Kunst. Färbt Robert Faesi

unsere Friedenswirklichkeit auch einmal zu schön (in *Grenzwacht*), die Schau auf die Nachbarvölker entschuldigt ihn. Gerade bei diesem läuternden Blicke in die Gegenwart geraten ihm wundervolle Stimmungswürfe. Er setzt sein rosenumspannenes Heim auf der Höhe über dem See neben den grässlichen Schacht und Graben des fremden Kämpfers — ebenso schneidend als Kontrast wie unbefangen von realer Erdschwere (*Ich und Sie*). Größer empfunden, ja Goethisch geschaut ist der Gegensatz in dem herrlichen

*Feierabend.*

Über den grünen Strom werfen die Glocken  
ihr Gold,  
Künden Sensen und Sicheln, Rudern und Häm-  
mern  
Feierabend als seligen Sold.  
In der Laube vom Tisch duftet das Brot, leuchten  
die Früchte;  
Während die trauten Gesichter der Meinen ver-  
dämmern  
Fühl ich dich, Leben, mir hold,  
Sind mir Wunden und Not nichtig wie ferne  
Gerüchte.  
Aber Wunden sind wahr, klaffen als klagende  
Munde,  
Bluten als roter Strom unter dem seufzenden  
Wind;  
Um unser lächelndes Land brandet Not in der  
Runde;  
Not und Wunden, sie sind!  
Siehe: über den schimmernden Firn  
In das reine Geleucht feiernder Stunde  
Ragt eine tiefende Hand,  
Reckt sich der Menschheit grässlich zermarterte  
Stirn!

Die Frage *Darf es so sein?* steht über einem seligen Nachtbild, dessen leise Verzückerung durch das mahnende Donnern ferner Kriegsbrandung seltensamerweise nicht hinuntergestimmt, sondern geweiht wird. Auch wenn Robert Faesi zur Seltenheit in die Uniform schlüpft — sein Offizierskleid drückt ihn nicht, ihn umfängt rein ästhetisch empfundene Stimmung (*Feldwache; Runde*). Aber immer wieder werfen die Stürme des Krieges Marterbilder in den Frieden herein: Die Seele dieses Dichters schwankt zwischen heimatlichem

Glück und der Erinnerung an das blutige Leid der nachbarlichen Menschheit.

Faesis weit und hochgerichteter Blick drängt aus der trauten, eng umrissenen Situation hinaus und fragt in Bildern einer europäischen Lyrik, noch mehr, erhebt sich zu den ätherischen Höhen des kosmischen Gedichts. Groß und kraftvoll gestaltet er eine *Weltschmiede*. Das Glanzstück ist sein *Gewissen*: darin gesellt sich das persönliche Ethos seiner Lyrik zum philosophischen Drang. Gleich der Eingang zwingt uns, mit dem dritten Ohr der Ahnung zu lauschen:

Ein flüchtiger Wind  
Hat meiner Seele spiegelglatten Weiher  
Zu leisen Schauern fröstelnd aufgerissen;  
Ich ahne, dass es ferne Schwingen sind.  
Bin ich dein Wild? du unsichtbarer Reiher!

Der weit schweifende und tief schürfende Geist des Poeten findet im Walten dieses Reihers seinen schönsten und größten Ausdruck. Zusammen mit den angedeuteten, in Kontrasten ausgewogenen Stimmungen gehört dieses Gedicht zu den Perlen der Zeitpoesie! Ein paar Mahnungen sind den schmälenden Schweizern bestimmt, und der Abgesang fasst das Hüben und Drüben zu einer Gedankenschleife zusammen —

Völker, wir wollen euch Leidgenossen,  
Dir, Heimat, Eidgenossen sein!

28. April 1917                      HERMANN GANZ

\*

ERNST ZAHN, SEINE DICHTUNG UND IHRE DEUTUNG. Von Ernst Kammerhoff. Stuttgart und Berlin 1917. Deutsche Verlagsanstalt. Preis geh. M. 1.60, in Pappband geb. M. 2.40. Gleichsam als Festgruß zu des Dichters fünfzigstem Geburtstage, den Ernst Zahn zu Beginn dieses Jahres in erfreulicher Schaffensfrische begehen konnte, ist die ziemlich umfangreiche Schrift Ernst Kammerhoffs entstanden, die sich in fünf eingehenden Abschnitten mit dem Leben, der Persönlichkeit, der künstlerischen Entwicklung und der poetischen Eigenart der Dichtungen Zahns

mit feinem Einfühlungsvermögen und Verständnis beschäftigt. Die Darstellung der Wesensart des Dichters und seiner ja bekanntlich sehr ansehnlichen Zahl von Schöpfungen ist mit großer Gründlichkeit, Sorgfalt und überzeugender Sachkenntnis geboten, wenn man auch selbstverständlich — denn jede Dichterverwürdigung bleibt ein stark subjektiv gehaltenes Bekenntnis und keineswegs immer zum Nachteil ihres Gehaltes — in Einzelheiten der Auffassung und Beurteilung mit dem Verfasser des Buches nicht überall absolut einverstanden sein wird.

Wesentliches aus dem Wirken und Schaffen des Göschener Poeten und Heimatkünstlers scheint mir dem warmerzigen Verkünder des Zahnschen Dichterruhmes nicht entgangen zu sein, denn das wohl auch in seiner eifrigsten Lesergemeinde fast vergessene, noch aus den poetischen Lehr- und Wanderjahren stammende Büchlein *Echo* — es enthält einige kleinere Skizzen und eine Legende — sowie eine anspruchslose spätere dramatische Arbeit, das reizvolle Verslustspiel *Etiquette* (gedr. 1909) gehören keineswegs zu den wichtigeren Stationen des literarischen Lebensweges, es sind keine für die künstlerische Stilart oder die Weltanschauung ihres Schöpfers unbedingt bezeichnende oder maßgebende Zeugnisse.

Besonders ausführlich und gewissenhaft sind die Analysen der Romane und Novellen, sowie das abschließende und zusammenfassende Kapitel über die bedeutsamen Merkmale von Zahns Schriftstellertum, seine vaterländische, stilistische Eigenart und die volkserzieherische, ethische Tendenz in Charakteren und Handlung. Dabei wird das für diesen Dichter hervorragend eigentümliche Verhältnis zum Lokalkolorit des ländlichen oder städtischen Milieus in den verschiedenen Geschichten trefflich nachgewiesen und aus der Persönlichkeit des Autors heraus folgerichtig erklärt und dargestellt.

Dagegen gewinnt man meines Erachtens doch etwas den Eindruck, als ob die freilich bisher in Zahns künstlerischer Entwicklung noch nicht zur vollendeten Reife und Meisterschaft durchgebildeten *lyrischen* und *dramatischen* Dichtungen eine allzu knappe und zurückhaltende Behandlung erfahren hätten. Es hätte sich auf diesen Gebieten, speziell bei Betrachtung der Liedkunst, bei etwas tiefer schürfendem Vorgehen gerade auch im Hinblick auf die Dichterindividualität Zahns und das Reich seiner Lebensauffassung noch wesentliches herausholen und ernten lassen.

Im großen und ganzen genommen aber macht diese mit viel Liebe und Verehrung geschriebene festliche Würdigung, die nebenbei bemerkt mit dem Bilde einer guten photographischen Aufnahme Zahns geschmückt ist, einen durchaus befriedigenden und erfreulichen Eindruck. Sie bildet ein wertvolles und nicht zu übersehendes Glied in der Kette bisheriger Aufsätze und Schriften über Ernst Zahns Leben und Dichten und wird namentlich für die große und stets wachsende Gemeinde seiner Leser und Bewunderer eine durch ihre sachliche und wohlwollende Darstellung sehr schätzenswerte, das Verständnis seines Wirkens erheblich bereichernde Einführung in sein gesamtes Schaffen sein, soweit es bis heute doch schon in gewissem Sinne als künstlerisch abgeschlossen und übersehbar gelten darf. Wenn wir für eine hoffentlich bald zu gewärtigende Neuauflage der anerkanntenswerten Studie in rein äußerlicher Hinsicht noch einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es der, es möchten künftig in den als Anmerkungen gegebenen Verlagsangaben über die einzelnen Werke des Dichters die Notizen über die Höhe der Auflagenzahl und die Preisansätze wegbleiben, da sie selbst an dieser Stelle doch etwas gar zu geschäftlich nüchtern und

unschön wirken und überdies, gerade in unserem speziellen Falle, als höchst überflüssige Zutat empfunden werden.

\* ALFRED SCHAER

INDIENFAHRT. Von Waldemar Bonsels.

Verlag von Rütten & Loening. Frankfurt a. M. 1916.

Bonsels ist weiten Kreisen bei uns ein gänzlich Unbekannter. Der Schweizer liest gern und viel, gewiss! Die Zeitungen sind schon seit alters her Trumpf, und jeder will neben dem Suppenteller sein Leibblättlein liegen sehen. Man muss dann doch was zum schimpfen haben beim Schoppen! Wir möchten aber wünschen, dass er in Feierabendstunden hie und da zu solchen Büchern wie denjenigen Bonsels greift, damit er weiß, dass es neben seinem heimatischen Flecken auch noch andre Wunderdinge gibt, bei denen einem das Herz im Leibe lacht.

Ja, dieser Bonsels! Er ist vielleicht der Größte auf seinem Gebiete, und die deutsche Literatur wird ihn mit Stolz zu den Ihren zählen; aber das ist das Schöne an ihm, dass er immer sich selbst treu bleibt! Jedes Buch, das man von ihm liest, festigt den ersten Eindruck: Herz und Verstand haben sich hier zu einem formvollendeten Gebilde gepaart.

Manchem Kameraden, der mit mir an der Grenze in Leid und Freud für die Heimat wochenlang Wache stand, waren die Werke Bonsels ein Labsal und eine Erquickung. Wie herrlich predigen uns seine liebliche *Biene Maja* und das *Himmelsvolk* (beide bei Schuster & Loeffler, Berlin) Lebensfreude und Lebensmut, ohne dabei aufdrängerisch oder schulmeisterlich zu werden. Jubelnde, warme Liebe zu den Menschen, den Tieren, Gott und den Pflanzen durchkost diese Seiten. Irgendwo flüstert das kleine Bienenfräulein in frommen Erschauern: „Nun habe ich das Herr-

lichste gesehen, was meine Augen jemals schauen werden. Ich weiß nun, dass die Menschen am schönsten sind, wenn sie einander lieb haben!“

Das gleiche warme Herz spricht aus Bonsels neuester Gabe: der *Indienfahrt*. Ein Anderer wäre mit salbungsvollem Gepuste und heiligem Eifer über die Engländer im allgemeinen und ihre Regierung im speziellen hergefallen; Bonsels spricht kaum davon. Kein Wort des Hasses besudelt sein reines Poetenwerk. Wir leben mit ihm jenes freudentrunkene, verträumte Leben, wie es kein Land köstlicher als Indien zu geben weiß. Alles sprüht und glüht von Farbe, Humor, Liebe und leiser Trauer. Fast unbemerkt gelangen wir dann in das geheimste Gemach, das so manchem Reisenden (und wenn er noch so gut schreibt) verborgen bleibt: in die tiefgründige, fremdduftende Kammer, in der die *Seele* Indiens schläft.

Bonsels *Indienfahrt* ist geradezu ein Musterbuch für alle diejenigen, die je und je etwas über ein Land zu erzählen gedenken. In der deutschen Literatur steht es bis jetzt einfach unerreicht da. Der Sprache, die dieses (und auch alle andern Werke Bonsels) belebt, brauchte sich auch der größte Künstler nicht zu schämen.

Schließlich hat es Waldemar Bonsels doch wieder heimgetrieben. „Da sah ich im Abendfrieden ein Dorf meiner deutschen Heimat. Der Holunder blühte am Zaun; es hatte geregnet, und die Luft war kühl und feucht. Hoch auf dem Giebel eines Bauernhauses sang eine Amsel in der letzten Sonne, und die klare Süßigkeit ihrer Stimme erfüllte das ruhige Land mit Glück.“

Fast möchten wir wünschen, Bonsels zöge wieder hinaus in die liebe, weite Welt und möchte uns mit noch mehr Herrlichkeiten bedenken.

AN DER GRENZE

CARL SEELIG

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.

Redaktion und Sekretariat Bleicherweg 13. — Telephon 77 50